

DDR-Soziologie als Geschichte

Dr. Katharina Lenski

Katharina Lenski: kat.lenski@uni-jena.de

Die DDR-Universität kann man als Kommunikationsraum verstehen, der ein eigenes Wissenschaftsverständnis hervorbrachte. Dieser Wissenschaftsbegriff lässt sich am Beispiel der DDR-Soziologie rekonstruieren. Doch was verstanden deren Protagonisten unter „Soziologie“? Welche Themenfelder diskutierten sie in der Zeit um 1989, finden sich Änderungen in Selbstverständnis, Methoden und/oder Themenwahl?

Die Soziologie verortete sich als Bereich der Gesellschaftswissenschaften. Dort galt als grundlegendes Paradigma das sozialistische Menschenbild. Dieses konstruierte die Einzelperson als kollektives Wesen und verwarf die interaktionistisch orientierte Soziologie als unwissenschaftlich. In der Praxis hieß das, Abweichungen vom anerkannten Verhaltenskanon als „asozial“ zu labeln und zu sanktionieren. Der Stereotyp des „Asozialen“ findet sich seit der Entstehung des Sozialstaates und wurde im Nationalsozialismus als kriminalisierende Kategorie benutzt bis dahin, dass unter diesem Stempel zahlreiche Menschen ermordet wurden. Nach 1945 wurden „Asoziale“ meist nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten rehabilitiert. In der DDR erlebte der Stereotyp eine Renaissance im Rechts- und Sozialsystem und ist deshalb auch für die Betrachtung des Umbruchs von 1989 relevant. An seiner Konstruktion können einerseits die Platzierungslogiken in der DDR neu gedacht werden. Außerdem kann die Vergesellschaftung von Exklusion nachvollzogen werden, die sowohl vertikal wie auch horizontal zu beobachten ist.

Zudem wird eine Funktion der DDR-Jugendsoziologie sichtbar. An den Universitäten der DDR entstanden seit dem Ende der 1950er Jahre zahlreiche Dissertationen, die sich mit dem Problem der „Erziehung zur sozialistischen Einstellung“ befassten. In „Praxisexperimenten“ wurden Schülerinnen und Schüler, Studierende und Lehrlinge mit ihren Einstellungen zu gesellschaftlichen und persönlichen Problemen konfrontiert. Die Ergebnisse galten zugleich als handlungsleitend für die Institutionalisierung der Jugend- und Sozialfürsorge.

Am Beispiel einer Gruppe von Beteiligten werden deren Lebensläufe, ihre Positionierungen im gesellschaftlichen und professionellen Feld, die von ihnen verhandelten Inhalte und die Art und Weise ihrer Aushandlungen vorgestellt und so der Blick auf 1989 und die nachfolgenden Jahre geschärft, auch wenn die historisch-soziologische Forschung noch am Beginn steht.

Soziologische Wendezeiten: Die Transformationen des soziologischen Feldes in Deutschland seit den 1980er Jahren

Univ.-Prof. Dr. Stephan Moebius

Univ.-Prof. Dr. Stephan Moebius: stephan.moebius@uni-graz.at

In der Geschichte der Soziologie in Deutschland lassen sich bestimmte Wendezeiten ausmachen. Die Zeit um 1989/1990 gehört dazu. Sie markiert nicht nur eine globalpolitische Umbruchszeit, sondern auch eine Zeit der Transformation der Soziologie in Deutschland – institutionell, aber auch in Bezug auf die Theorienlandschaft. Die Diskussionen um die beiden Anfang der 1980er Jahre publizierten Großtheorien von Habermas und Luhmann ebten schon gegen Ende der 1980er Jahre ab. Andere Theoriekonzepte wie unter anderem die Praxeologie von Bourdieu, die Erklärende Soziologie, der Neo-Institutionalismus, Pragmatismus, die Theorie reflexiver Modernisierung gerieten nun stattdessen vermehrt in den Blick und begannen sich zu etablieren. Insbesondere »synthetische Theorien« (Alexander) wurden zentral. Sogar die Modernisierungstheorie erlebte einen (wenn auch nur kurzen) Boom. Das Ende der großen deutschen Gesellschaftstheorien wich einem Trend hin zu soziologischen Zeitdiagnosen (von Risikogesellschaft bis hin zu Resonanz in der Erlebnisgesellschaft) sowie einer Vielfalt von neu entstehenden oder sich immer mehr ausdifferenzierenden Speziellen Soziologien. Auch bereits etablierte Spezielle Soziologien erfuhren dabei tiefgreifende Perspektivenveränderungen. Dieser Trend Spezieller Soziologien, der bereits in den 1980ern begann, wurde in den Folgejahren begünstigt durch realhistorische Prozesse, sei es durch neue Medien, die Europäisierung oder aufgrund der Problemlagen des wieder vereinten Deutschlands. Die „blühenden Landschaften“ (Kohl) blieben aus, stattdessen wuchsen Arbeitslosigkeit und Rechtsextremismus, die etwa Prekaritäts- und Exklusionsdebatten nach sich zogen. Die Anschläge 9/11 verhalfen der Religionssoziologie zu einer neuen Blütezeit, die Finanzkrise der Wirtschaftssoziologie etc. Der Vortrag zeichnet unterschiedliche Transformationsprozesse des soziologischen Feldes insbesondere mit dem Blick auf die Soziologie der 1980er Jahre nach.

Theoriepolitische Sondierungen zum Gender Turn in der feministischen Soziologie

Tanja Paulitz

Tanja Paulitz: paulitz@ifs.tu-darmstadt.de

Der Zeitraum um 1989 war für die feministische Soziologie bzw. die „Frauenforschung“ sehr entscheidend, da hier wesentliche Weichenstellungen theoretischer Art stattfanden, die in der Folge ein bis dahin schwach bis gar nicht institutionalisiertes Feld innerhalb der Soziologie unter der Leitkategorie „Gender“ etablierte.

Die Fürsprecher*innen der Verschiebung von der Frauenforschung hin zur Geschlechtersoziologie bzw. den Gender Studies verweisen auf damit einhergehende wichtige Errungenschaften. So habe diese Verschiebung in verschiedener Hinsicht die Erweiterung eines vormalig zu engen Fokus ermöglicht und theoretische Aporien überwunden.

Diese Prozesse der Verschiebung und Formierung eines neuen soziologischen Forschungsfeldes setzten die transatlantische Reise des Begriffs *Gender* voraus, aus dem anglophonen, primär US-amerikanischen Raum in eine sehr spezifische bundesdeutsche Debattenlandschaft. Der Import von Gender als neuer Leitkategorie war zwar nicht nur, aber doch sehr zentral, verbunden mit dem Namen Judith Butler und ihrem Buch „Gender Trouble“ (1991 [1990]). Dieses Buch traf auf eine durch die deutsch-deutsche Wende sich stark im Umbruch befindliche Gesellschaft und Soziologie. Zum Umbruch letzterer gehören gerade auch der Bedeutungsverlust von Theorieperspektiven im Anschluss an Marxismus und Kritische Theorie, die für wesentliche Teile der Frauenforschung grundlegende Bezugspunkte ihrer theoretischen Konzeptualisierung des Geschlechterverhältnisses waren. Zugleich trifft der „Gender Trouble“ und die an diese Veröffentlichung anschließenden wichtigen und intensiven Grundlagendebatten in der Frauen-/Geschlechterforschung mit einer gesellschaftlichen Veränderung zusammen, die als eine Folge des Zusammenbruchs des realexistierenden Sozialismus als neoliberaler Umbau des Wohlfahrtsstaats gefasst wird. Verschiedentlich wird in der aktuellen Debatte angemerkt, der Neoliberalismus habe auf diese Weise auch den Feminismus überrollt und geprägt (Klinger).

Bislang wurde kaum näher betrachtet, welches sozialtheoretische Gepäck denn genau mit einer an Gender orientierten Perspektive „importiert“ wurde und welche Konsequenzen dies theoriepolitisch für die Verschiebung in Richtung Gender Studies implizierte. Mein Beitrag wird Ansatzpunkte für eine solche theoriepolitische Reflexion zur Diskussion stellen.

Soziologie nach der „Wende“ – eine neue Disziplin?

Karl-Siegbert Rehberg

Karl-Siegbert Rehberg: karl-siegbert.rehberg@tu-dresden.de

Die Soziologie hatte als „bürgerliche Wissenschaft“ ein wechselndes Schicksal in der DDR: zuerst wurde sie fortgeführt unter dem Motto, alle antifaschistisch eingestellten Menschen am Aufbau des „besseren Deutschlands“ zu beteiligen, so auch die Soziologen, sodann wurde das Fach in der Ulbricht-Zeit fast vollständig eliminiert, um unter Honecker zuerst – wenn man so sagen will – der ‚Untertanenbeobachtung‘ und schließlich der ‚Feinbeobachtung‘ zu dienen. Dabei gab es von Seiten der Soziologinnen und Soziologen durchaus in beiden Fällen wichtige Aktivitäten, um ihrem Fach einen legitimen Platz für die Gesellschaftsanalyse zu erkämpfen. Nach ersten Versuchen, eine eigenständige Position der DDR-Soziologie auch im vereinigten Deutschland zu erhalten (man denke an den Leipziger „Soziologietag“), kam es schließlich auch in diesem Bereich zu einer „Überlagerung“ durch die westdeutsche Soziologie. Das war allerdings verbunden mit der von M. Rainer Lepsius suggestiv erfundenen Formel, dass an jeder Universität der neuen Bundesländer die Mindestausstattung von zumindest fünf Professuren zu garantieren sei. Das führte im Ganzen zu einer professionell durchaus erfolgreichen Etablierung des Faches. Dabei wurde im Rahmen der neuen Strukturen jedoch zu wenigen Soziologinnen oder Soziologen aus der DDR eine Weiterarbeit ermöglicht – beispielsweise erwiesen sich die angekündigten Integrationschancen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften oder der Akademie für Sozialwissenschaften beim ZK der SED in die Universitäten als bloßer Schein. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Entwicklung einer im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sich vollzogen habenden *normal science* erläutern.

1989 – Eine soziologische Chronik der Gefühle

Angelika Schwarz

Angelika Schwarz: schwarz_angelika@yahoo.de

Gesellschaftliche Transformationen sind in der Soziologie noch nie allein über einen engen Begriff der Sozialstruktur, sondern stets mit Fokus auf den Affekthaushalt des Kollektivsubjekts beschrieben worden. Derart lieferte die Verschaltung von Sozio- und Psychogenese sowohl die Beschreibungsformel für den großen „Prozess der Zivilisation“ (Elias) als auch für verhältnismäßig kleinere Umbruchssituationen. Sighard Neckel beginnt sein 1991 erschienenes Buch „Status und Scham“ mit einer Erinnerung an jenen 09. November 1989, der eine regelrechte „Explosion der Gefühle“ (Neckel) über die Fernsehbildschirme der ganzen Welt schickte. Nur kurze Zeit später schalteten diese auf Stimmungsberichte einer allgemeinen Ernüchterung um und verdeutlichten damit einmal mehr, dass die Neuorganisation des Innenlebens mit der ökonomischen Umstrukturierung der Verhältnisse nicht Schritt gehalten hatte. Der Vortrag widmet sich einem Stück Soziologiegeschichte, in der die Disziplin im Angesicht dieser Erfahrungsmenge wieder die landesweiten Emotionslagen in den Blick bekommt. Denn Neckel bleibt nicht der einzige Soziologe, der die Affektdynamik dieser Zeit als Gefühlswissen zum Ausgangspunkt nimmt, um beobachten zu können, wieso das, was an der Oberfläche schon zusammengehört, innerlich noch als getrennt empfunden wird. Als sozialwissenschaftliche Wende ist dies insofern zu verstehen, als sich parallel zur Konjunktur der emotionsfundierte Ansätze in der Geschichtswissenschaft auch das Selbstverständnis der Soziologie hinsichtlich der Zugänge zu ihrem Forschungsobjekt verändert. Schließlich vollzieht sich die Wiederbelebung der „Sozialgefühle“ (Simmel) als Ausweitung der soziologischen Zone unter veränderten medialen Bedingungen, die den Einbezug neuer Text- und Bildformen der Gefühlsdokumentation legitimieren. Als Effekt des einbrechenden Selbstwertgefühls durch die Konfrontation mit einem hegemonialen Normengefüge hat sich die Affektkultur der sozialen Scham als besonders produktives Deutungskonzept erwiesen. So hinterließ die Wiedervereinigung mit der „Entlegitimierung der Biographien“ (Lepenies) ihre Spuren weitreichender als nur in dem ab 1990 entstehenden Zweig der Emotionssoziologie. Rückblickend rief sie altbekannte Leitunterscheidungen wieder auf, nach denen rechte Mobilisierungserfolge in den neuen Bundesländern auf den Verlust des wohltemperierten Solidargefühls der Gemeinschaft zurückzuführen seien, das in der Gesellschaft der Nachwendezeit so erkaltet in Erscheinung tritt.